
Sechs Prinzipien für die Genuszuweisung im Deutschen: Ein Beitrag zur natürlichen Klassifikation¹

Klaus-Michael Köpcke, Hannover
David A. Zubin, SUNY Buffalo

1 Einleitung

In der allgemeinen Sprachwissenschaft und in der Germanistik gibt es zwei Auffassungen über die Genuszuweisung im Deutschen: Entweder sei das Genus geschichtlich durch sehr vage, nicht mehr synchron analysierbare Prinzipien bestimmt, oder sie sei von vornherein arbiträr. Ersteres findet sich auf einer semantischen Ebene bei GRIMM (1890) in seiner idealistischen Theorie und wieder bei WIENOLD (1967). Die zweite Auffassung vertreten auf einer phonetisch/morphologischen Ebene BRUGMANN (1889) und FODOR (1959) und aus strukturalistischer Sicht z. B. auch BLOOMFIELD (1933: 271 und 280), wenn er schreibt:

„... the gender-categories of most Indo-European languages ... do not agree with anything in the practical world ... there seems to be no practical criterion by which the gender of a noun in German, French, or Latin could be determined.“

Seitens der Germanistik findet sich die Arbitraritätsthese u. a. bei ADMONI (1970), BRINKMANN (1962), ERBEN (1972) und JUNG (1967). Unter Zugrundelegung strukturalistischer Forschungsparadigmen mag die Arbitraritätsthese – bei der es sich genau genommen lediglich um eine nie empirisch validierte Hypothese handelt – gerechtfertigt sein, zumindest dann, wenn das Genus als ein pures lexikalisches Charakteristikum eines jeden Nomens aufgefaßt wird. Wenn die gleiche These auch von verschiedenen Psycholinguisten übernommen wird, drängt sich jedoch die Frage auf, ob es sich bei den damit verbundenen Behauptungen nicht lediglich um einen Mythos handelt, der von Linguistengeneration zu Linguistengeneration tradiert wird. So stellt MARATSOS (1979: 235) unzweideutig für die deutsche Genusklassifikation fest:

„The classification is arbitrary. No underlying rational can be guessed at. The presence of such systems in a human cognitive system constitutes by itself excellent testimony to the occasional nonsensibleness of the species. Not only was this system devised by humans but generation after generation of children peaceably relearns it.“

Eine solche, alle anderen Möglichkeiten ausschließende Auffassung erscheint vor dem Hintergrund der Forschungsergebnisse über Klassifikationssysteme in verschiedenen nordamerikanischen Indianersprachen und im Chinesischen, vgl. ALLAN (1977), CHAO (1968), zumindest voreilig. In diesen Sprachen existieren Klassifikationssysteme auf der Basis einer natürlichen kognitiven Organisation, die jeweils die Perzeption der Dinge, Zustände etc. zum Ausgangspunkt haben. Obwohl die syntaktischen Eigenschaften und auch die semantische Durchsichtigkeit solcher Systeme vom deutschen Genusssystem sehr verschieden sind, besitzen beide auf einer bestimmten Ebene doch einige gemeinsame Züge: z. B. stehen in den erwähnten klassifizierenden Sprachen neben einer Kerngruppe von produktiven Partikeln auch eine Reihe anderer klassifizierender Partikel zur Verfügung, die nur auf eine beschränkte Klasse von Nomen angewendet werden können. Für das Deutsche hoffen wir zeigen zu können, daß auch hier neben produktiven Genuszuweisungsprinzipien andere mit beschränkter Produktivität stehen, die zusammen ein kompliziertes aber durchschaubares semantisches Netz bilden.

Das Problem der Nominalklassifikation im Deutschen gewinnt auch vor dem Hintergrund der Wiederentdeckung funktionalistischer Verfahrens- und Interpretationsweisen in der linguistischen Theoriebildung, geleitet durch das Interesse an kommunikativen Funktionen, vgl. BATES/MACWHINNEY (1982), DIVER (1975), GIVON (1979), ROSCH/MERVIS (1975) und ROSCH (1977), an Bedeutung: Im Unterschied zum Strukturalismus würde die funktionalistische Sprachtheorie nämlich die Frage nach möglichen semantischen und psychologischen Erklärungsansätzen aufwerfen. Prinzipiell wären hier zwei Ebenen zu unterscheiden:

- a) *die psychologische Ebene*, auf der gefragt wird, wie Sprecher einer Genus Sprache ihr Wissen über die Genuszuweisung organisieren, d.h. wie das Genus im Verstehens-, Produktions-, und Speicherungsverfahren systematisch oder aber ohne erkennbare Systematik eingesetzt wird;
- b) *die funktionale Ebene*, auf der u. a. gefragt wird: Welche Rolle spielt ein Klassifikationssystem wie das Genus für die kommunikative Funktion der Sprache, d.h. inwiefern wird dadurch die kommunikative Leistung der Sprache gefördert, bzw. wie werden Produktions- und Verstehensprozesse für den Sprachbenutzer erleichtert?

Schließlich muß aufgrund kognitiver Theorien des Lernens von der Existenz eines zugrundeliegenden Systems für die Genuszuweisung ausgegangen werden. Wie sonst ließen sich Erwerb und Speicherung von Genuszuweisungen zu einer gigantischen Anzahl nominaler Eintragungen im Lexikon des Sprechers und die weitgehende Übereinstimmung zwischen Sprechern des Deutschen, auch vorher nie gehörten Nomen das gleiche Genus zuzuweisen, erklären?²

Auf mindestens diesen drei Argumenten basiert die im folgenden mit empirisch gewonnenen Daten zu überprüfende grundlegende These unserer Arbeiten zum Genus im Deutschen.

Die These lautet:

Im Deutschen existieren zwischen Nomen und ihrer jeweiligen Genuszuweisung Korrelationen, die stark genug sind, um für den Sprecher des Deutschen als Basis für seine Hypothesenbildung bezüglich der korrekten Genuszuweisung dienen zu können. Sie können auf der phonetischen, morphologischen und semantischen Ebene angesiedelt sein.

2 Überblick über die Ergebnisse

Die nachfolgend vorgestellten Prinzipien stellen nur eine Auswahl dar, die problemlos erweitert werden könnte. Es ist jedoch nicht das Ziel dieses Aufsatzes, alle Ergebnisse vorzustellen, vielmehr soll dem Leser ein Überblick ermöglicht und ein Einblick in die Forschungsrichtung gegeben werden. Das gleiche gilt entsprechend auch für die Argumente, die zur Stützung der verschiedenen Prinzipien entfaltet werden. Bevor die verschiedenen Prinzipien, die sich jeweils auf Teilaspekte des nominalen Lexikons beziehen, näher erläutert werden, sind einige grundsätzliche Bemerkungen zu unserer Herangehensweise an das Problem der Genuszuweisung im Deutschen von Bedeutung. Dabei geht es darum, eine sinnvolle Eingrenzung des Untersuchungsgegenstandes zu erreichen:

- a) Die Prinzipien, die hier zur Diskussion stehen, werden von einer Reihe weitgehend bekannter Zuweisungsprinzipien überlagert, die für Neubildungen, Entlehnungen sowie für einen Großteil des schon existierenden Wortschatzes produktiv sind. Dabei handelt es sich um folgende Prinzipien:
 1. Das Letzt-Glied-Prinzip (im folgenden LGP) betrifft sowohl Kompositabil-dungen als auch Derivationssuffixe. In beiden Fällen wird das Genus vom letzten Glied des morphologisch komplexen Nomens kategorisch bestimmt, vgl. z. B. FLEISCHER (1975 : 148 ff.), HOEPPNER (1980) und WELLMANN (1975 : 54ff.).
 2. Das Nullableitungsprinzip, das kategorisch das Neutrum zuweist.
 3. Das Prinzip für fremde Suffixe, das vor allem die aus dem Französischen entlehnten Nomen betrifft. Viele dieser Nomen können im Deutschen nicht als polymorphematisch betrachtet werden, weil sie für den Sprecher des Deutschen nicht analysierbar sind. Jedoch haben die den französischen Suffixen entsprechenden Endsilben für die deutschen Sprachteilnehmer eine produktive Genusassoziation. Hier kommen Endsilben wie *-enz/anz*, *-ik* und *-ett* in Frage.
 4. Das natürliche Geschlechtsprinzip: Hierunter sind solche Nomen zu subsumieren, die Menschen entweder mit Rücksicht auf ihr Geschlecht bezeichnen, wobei das Genus dem natürlichen Geschlecht der Person entspricht, oder die ohne expliziten Bezug auf das natürliche Geschlecht verwendet werden, wobei das Maskulinum zugewiesen wird.
 5. Das Unterklassifizierungsprinzip, das u. a. Markennamen, die meistens einheitlich das Genus des Klassenbegriffs erhalten, betrifft. Zu denken wäre hier an Auto-, Zigaretten- und Waschmittelnamen.

6. Das Entlehnungsprinzip, das auf dem Genus des zu entlehnenden Nomens, oder dem Genus eines im Deutschen phonetisch und/oder semantisch ähnlichen Nomens basiert, vgl. GREGOR (1983).
- b) Die unter (a) aufgeführten Prinzipien haben zur Konsequenz, daß nur monomorphemische und hauptsächlich „urdeutsche“ oder eingedeutschte Normen Gegenstand unseres Forschungsinteresses sind.
- c) Die nachfolgenden Prinzipien sind den in (a) genannten untergeordnet, da sie im Gegensatz zu diesen keine kategoriale Qualität besitzen. Das bedeutet, daß sie lediglich eine Tendenz der jeweiligen Genuszuweisung im Zusammenhang mit einem phonetischen Muster oder einem semantischen Feld beschreiben.

Prinzip (1): Phonetisches Prinzip

Wie in (a 1) und (a 3) erwähnt, gibt es ein produktives Verhältnis zwischen Genuszuweisung und Nominalsuffixen. Da es sich dabei grundsätzlich um mehrsilbige Nomen handelt, muß gefragt werden, ob sich auch bei einsilbigen Nomen formale Korrespondenzen zwischen lautlicher Struktur und Genuszuweisung finden lassen. Die in Tabelle I wiedergegebenen phonetischen Regelmäßigkeiten, die alle deduktiv aus dem Reallexikon der ca. 1450 im Duden verzeichneten einsilbigen Nomen abgeleitet worden sind, lassen sich u. a. feststellen, vgl. KÖPCKE (1982) und KÖPCKE/ZUBIN (1983):

In den aufgeführten Regeln symbolisiert „K“, daß in dieser Position ein Konsonant obligatorisch ist. Ein eingeklammertes „K“ verweist darauf, daß der Konsonant bezüglich der Gültigkeit der Regel fakultativ ist. Die Regeln sollen folgendermaßen gelesen werden: Wenn, wie durch Regel (1) beschrieben, bei einem einsilbigen Nomen im Anlaut die Konsonantenverbindung /kn-/ auftaucht, wie z. B. in *der Knuff*, dann ist das Genus des Nomens mit hoher Wahrscheinlichkeit Maskulinum. Die

Tabelle I Phonetische Regeln

a. Maskulinum zuweisende Regeln					
	Distribution			andere Regeln	Total
	mask	fem	neut		
1. [kn__]	14	—	1	—	15
2. [d/t+r__]	47	—	1	5	53
3. [š+K__]	144	2	8	13	167
4. [__Nasal+K]	75	4	11	17	107
5. [KK__KK]	111	7	8	22	148
b. Femininum zuweisende Regeln					
6. [__(K)+f/x/ç+t]	4	35	—	16	55
7. [__u:/ü:+r]	1	12	—	4	17
c. Neutrum zuweisende Regeln					
8. [__et]	1	—	6	—	7

einzigste Ausnahme ist *das Knie*. Für Regel (6) gilt: Findet sich bei einem einsilbigen Nomen im Auslaut eine Konsonantenverbindung, die sich aus einem nichtsibilantischen Frikativ und dem Verschlusslaut /t/ zusammensetzt, dann ist das Genus des Nomens mit hoher Wahrscheinlichkeit Femininum, denn von den 55 Nomen, die diese Konsonantenverbindung im Auslaut aufweisen, werden 16 maskuline oder neutrale Nomen durch morphologische oder semantische Regeln in ihrer Genuszuweisung erklärt.³ Regel (5) trägt der Beobachtung Rechnung, daß mit steigender Anzahl von Konsonanten im An- und Auslaut die Tendenz einer maskulinen Genuszuweisung zunimmt. Die Abbildungen (1) und (2) verdeutlichen dies. Die Kurven geben das Zahlenverhältnis zwischen maskulinen und femininen bzw. maskulinen und neutralen Genuszuweisungen wieder. Bei den Auslautverbindungen wird in Abbildung (2) von den von Regel (6), vgl. Tabelle I, betroffenen Nomen abgesehen, weil diese das Femininum zuweisende Regel dem allgemeinen Konsonantenhäufungsprinzip übergeordnet sein soll.

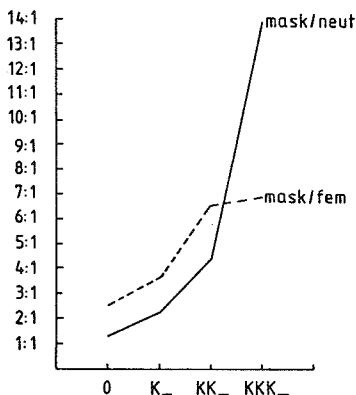


Abb. 1 Verhältnis von maskuliner zu femininer bzw. neutraler Genuszuweisung in Abhängigkeit von der Komplexität des Anlauts

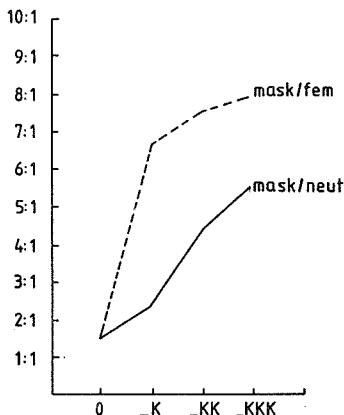


Abb. 2 Verhältnis von maskuliner zu femininer bzw. neutraler Genuszuweisung in Abhängigkeit von der Komplexität des Auslauts

Die Anzahl der lexikalischen Eintragungen für die Regel (8) ist vergleichsweise gering. Zu rechtfertigen ist die Regel erst dann, wenn auch mehrsilbige Nomen in Betracht gezogen werden. Ein Vergleich mit dem rückläufigen Wörterbuch von MATER (1970) zeigt nämlich, daß die für die Regel (8) zugrundegelegte Lautverbindung nahezu ausnahmslos mit dem Neutrum verknüpft ist. Die Regel wurde lediglich für die Konstruktionsbasis eines Experiments herangezogen, um in etwa ein zahlenmäßiges Gleichgewicht zwischen den Regeln, die maskuline, feminine oder neutrale Genuszuweisung bewirken sollen, zu erzielen.

Ziel des von uns, vgl. KÖPCKE/ZUBIN (1983), durchgeführten Experiments war es, die Bedeutung der deduktiv aus dem Lexikon abgeleiteten Regeln für den Sprecher

des Deutschen zu überprüfen. Die Gruppe der Versuchspersonen setzte sich aus 10 im norddeutschen Raum aufgewachsenen Sprechern zusammen. Die Versuchspersonen wurden mit zwei Listen von jeweils 22 einsilbigen Kunstwörtern konfrontiert, wobei die eine Hälfte der Versuchspersonen die Listen in der Reihenfolge A–B und die andere in der Reihenfolge B–A vorgelesen bekamen. Insgesamt wurden somit 44 Kunstwörter präsentiert. Die Items waren so konstruiert, daß sie entweder nur einer der in Tabelle I abgedruckten phonetischen Regeln folgten, oder sie vereinigten auf sich zwei oder gar drei maskuline Regeln, um ein Häufungsprinzip der Regeln zu überprüfen. Z. B. trifft auf das Kunstwort *Knaff* nur Regel (1) zu; für *Knirf* gilt jedoch zusätzlich zu Regel (1) auch die Doppelkonsonantenregel (5). In *Trant* ist neben Regel (2) und (5) auch Regel (4) realisiert. Jeder Versuchsperson wurden die Listen der Kunstwörter mit zwei Genusalternativen vorgelesen. Dabei wurden sowohl die Wahl der Genusalternativen als auch deren jeweilige Reihenfolge systematisch ausgetauscht. Das aufgrund der Regeln prognostizierte Genus wurde fixiert, und dem Zufallsprinzip folgend, wurde daneben eine weitere Genusalternative angeboten. Die Versuchspersonen hatten zu entscheiden, welche der beiden Genusalternativen ihnen für das jeweilige Kunstwort angemessener erschien.⁴ Ein Zeitdruck bestand dabei nicht. Tabelle II faßt die Ergebnisse des Experiments zusammen.

Aus Tabelle II geht deutlich hervor, daß bei den meisten phonetischen Regeln Werte erzielt werden, die deutlich über der für dieses Experiment geltenden Zufallswahrscheinlichkeit von 50 % liegen. Weiterhin ist festzustellen, daß die Werte mit der Anzahl der Beteiligung verschiedener Regeln in einem Wort ansteigen, vgl. Tabelle IIa. Keine der phonetischen Regeln besitzt einen kategorialen Zuweisungswert. Diese Ergebnisse konnten alle einer persönlichen Mitteilung von A. MILLS

Tabelle II Ergebnisse des Kunstwortexperimentes

beteiligte Muster (a)	Anzahl d. Muster	N	prozentualer Anteil d. +Fälle (b)
a. maskuline Muster			
1/2/3	1	120	64%
5	1	40	68%
1/2/3+5	2	60	73%
1/2/3+4+5	3	60	78%
b. feminine Muster			
6	1	40	73%
7	1	40	80%
c. neutrale Muster			
8	1	40	78%

- (a) Die Zahlen in dieser Spalte beziehen sich auf die in Tabelle I angegebenen Regeln.
 (b) In dieser Spalte wird der prozentuale Anteil der Fälle angegeben, in denen sich die Versuchspersonen für ein Genus entlang unserer Hypothesen entschieden haben.

zufolge bestätigt werden, die das gleiche Experiment mit 30 Versuchspersonen im Tübinger Raum durchgeführt hat. Wie schon in KÖPCKE (1982) am Realwortschatz nachgewiesen wurde, handelt es sich lediglich um stochastische Regeln, die innerhalb des gesamten Zuweisungssystems psychologische Realität besitzen. Auf den Status des Begriffs der „psychologischen Realität“ kommen wir im Schlußteil zurück. Hier sollte festgehalten werden, daß phonetische Muster äußerliche Modelle für das interne Wissen des Sprechers sind, die in empirisch nachgewiesener Beziehung zu seiner kognitiven Organisation stehen.

Prinzip (2): Klassifikation der konkreten Kultur

In vielen Fällen hat das Genus die Funktion, die den Menschen umgebende konkrete Kultur zu gliedern. Dies soll exemplarisch an der Klassifikation des Wortfeldes der *Getränke* vorgeführt werden. Abbildung (3) gibt eine Übersicht über die in der deutschen Gegenwartssprache vorfindbaren Getränke und ihre Gliederung in Subklassen.

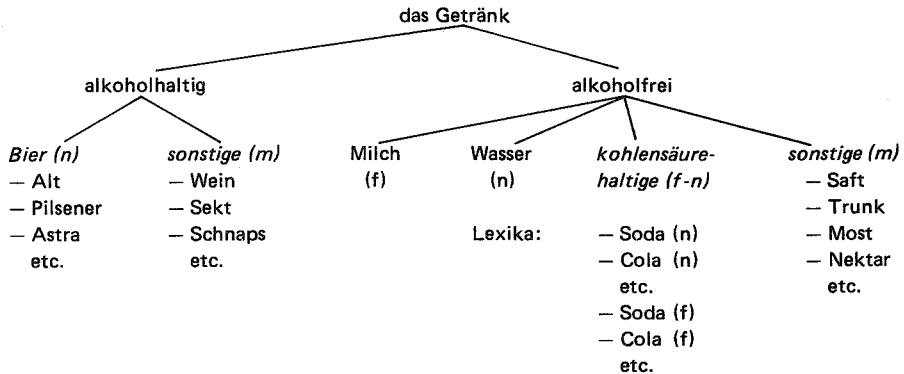


Abb 3 Klassifikation der Getränke

Der Oberbegriff *Getränk*, dessen neutrale Genuszuweisung nicht zufällig ist, vgl. Prinzip (5), läßt sich in alkoholische und nicht-alkoholische Getränke aufspalten. Mit Ausnahme von *das Bier* und den verschiedenen Bierarten sind alkoholische Getränke maskulin klassifiziert. Dieses semantische Prinzip dominiert im Falle von *der Anisett* auch das Prinzip für entlehnte Suffixe, denn aufgrund des Auslauts /-et/ hätte eine neutrale Genuszuweisung veranlaßt werden müssen. Die alkoholfreien Getränke spalten sich folgendermaßen auf: Die kohlenstoffhaltigen aber alkoholfreien Getränke sind feminin oder neutral klassifiziert. Die Genusschwankung spiegelt ein Spannungsverhältnis zwischen zwei Unterklassifizierungsprinzipien wider, wobei die beiden Nomen *das Wasser* und *die Brause* als Klassenbegriffe gelten. Normierend geben die Lexika vielfach das Neutrum für *Soda, Cola* etc. an, obwohl in der Umgangssprache sehr oft das Femininum für Begriffe wie *Soda, Cola, Fanta, Brause* und gelegentlich sogar für *Sprudel* zu hören ist. Mit Ausnahme von *die Milch* und *das Wasser*, die beide zum Kernwortschatz zählen, vgl. hierzu den Schluß-

abschnitt, erhalten alle anderen alkoholfreien Getränke eine maskuline Genuszuweisung, zu denken ist hier an Nomen wie *Saft, Trunk, Nektar, Most* etc. Besonders aufschlußreich sind die Nomen *der/das Sorbett* und *der Trinkjoghurt*: Während sich in der Zuweisung von zwei Genera zu dem ersten Nomen das schon erwähnte Spannungsverhältnis zwischen semantischer Klassifikation einerseits und auf der Basis entlehnter Suffixe erfolgter Klassifikation andererseits widerspiegelt, ist das Nomen *Trinkjoghurt* aufgrund seiner Semantik, nämlich als Getränk perzipiert zu werden, maskulin klassifiziert; obwohl, sofern das letzte Glied *-joghurt* isoliert auftritt, noch alle drei Genera von Sprechern des Deutschen zugewiesen werden.

Prinzip (3): Ego- und Kulturbezogenheit

Die Genusklassifikation reflektiert unter anderem auch einen im menschlichen Denken existierenden Ego- und Kulturzentrismus. Das bedeutet, daß mit der relativen Nähe eines Gegenstandsbereichs zu den menschlichen Interessen seine Aufgliederung mittels der Genusklassifikation zunimmt. Ein Beispiel für Prinzip (3) ist die Klassifikation der den Menschen nahestehenden Tierwelt.

Zunächst ist auffällig, daß alle in Abb. (4) aufgeführten Oberbegriffe (*Tier, Wild, Vieh, Geflügel, Schwein, Rind, Pferd*) eine neutrale Genuszuweisung erfahren; hierzu werden nähere Ausführungen unter Prinzip (5) gemacht werden. Daneben zeigt die Abbildung, daß die Klassifikation für domestizierte, also wirtschaftlich für den Menschen bedeutsame Tiere am differenziertesten ist: Je nachdem, ob es sich um ein Vater-, Mutter- oder Jungtier handelt, wird das Maskulinum, Femininum oder Neutrum zugewiesen. Dagegen findet sich bei den wildlebenden Tieren, obwohl auch sie eine gewisse wirtschaftliche Bedeutung haben, nicht die gleiche feine Untergliederung wie bei den domestizierten Tieren. Wenn bei den wildlebenden Tieren überhaupt eine Klassifikation nachzuweisen ist, dann verläuft sie in vielen Fällen

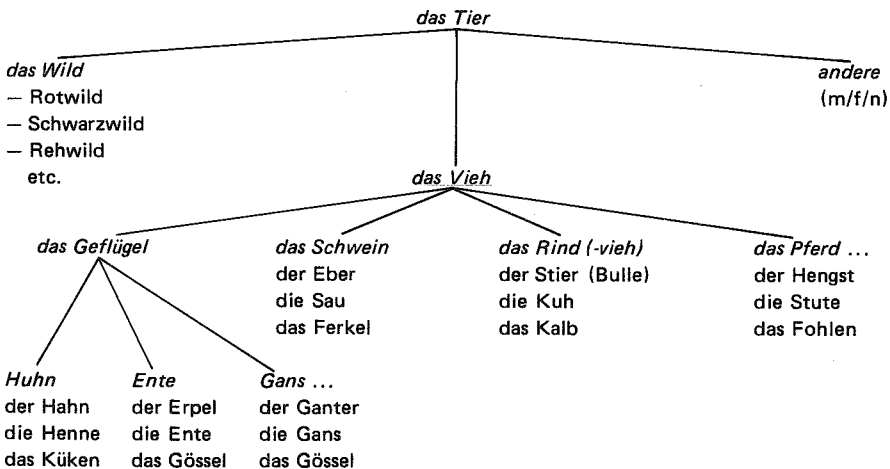


Abb. 4 Die Klassifikation der Tierwelt

entsprechend zu der für die domestizierten Tiere, also *der Hirsch (der Rehbulle) – die Rehkuh – das Kitz*. Für die wildlebenden Tiere, die keine wirtschaftliche Bedeutung für den Menschen im mitteleuropäischen Kulturraum haben, findet sich keine lexikalisierte Systematik in Abhängigkeit vom natürlichen Geschlecht. Möglicherweise aber läßt sich dieser Bereich der Tierwelt unter Berücksichtigung des LGPs und des Prinzips der entlehnten Suffixe entsprechend zu der relativen Größe der Referenzobjekte gliedern. Dieser Hypothese zufolge wären große Tiere maskulin klassifiziert, sofern nicht das LGP wie bei *das Nashorn* gilt. Kleine und biologisch dem Menschen entferntere stehende Tiere wären demzufolge eher feminin klassifiziert, und zwar wiederum unter Ausschluß solcher Fälle, wie *der Maulwurf*. Ein weiteres Beispiel für das Prinzip (3) sind Nomen für Wetter- und Witterungszustände. Für verschiedene Berufsgruppen – wie z. B. Bauern und Seeleute – ist eine möglichst präzise Aufgliederung dieses Bereichs von lebenswichtigem Interesse. Hierbei handelt es sich nicht nur um eine lexikalische Gliederung, sondern auch um eine entlang der Genusklassifikation. Dies verdeutlichen die Abbildungen (5) und (6) für Niederschlagsarten respektive Winde und Windarten.

Abb. (5) ist zu entnehmen, daß Niederschläge maskulin klassifiziert sind, demgegenüber sind Nomen, die das Ausbleiben von Niederschlägen beschreiben, mit der femininen Genuszuweisung verbunden. Abb. (6) zeigt, daß regelmäßige Winde in

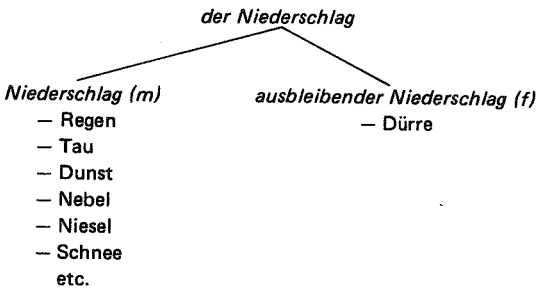


Abb. 5 Gliederung des semantischen Feldes der Niederschläge

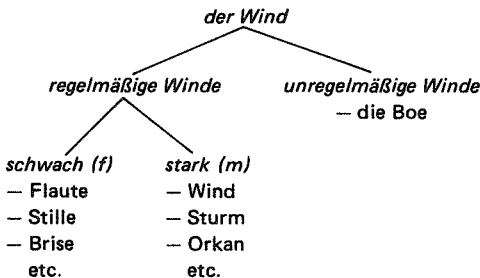


Abb. 6 Gliederung des semantischen Feldes der Winde

Abhängigkeit von ihrer Stärke klassifiziert werden: unregelmäßig oder schwach wehende Winde weisen eine feminine und regelmäßig und stark wehende Winde eine maskuline Genuszuweisung auf. Für unregelmäßige Winde liegt nur die lexikalische Eintragung *die Boe* vor. Im übrigen sei an dieser Stelle darauf verwiesen, daß fast alle Namen für Winde maskulin klassifiziert sind: *der Mistral, der Passat, der Tornado* etc.

Prinzip (4): Gestalt

Der Kerngedanke von Prinzip (4) lautet: Die Genuszuweisung reflektiert eine Aufgliederung der Gegenstände auf der Basis ihrer perzipierten Gestalt. Langgestreckte Gegenstände sind überwiegend maskulin klassifiziert, zu denken wäre hier an Nomen wie *Pfeiler, Stab, Stock, Pfosten* etc. Besonders interessant sind in diesem Zusammenhang Spontanzuweisungen wie *der Streichholz* oder *der (Holz-)scheit* durch Sprecher des Deutschen. Solche Zuweisungen, die von der im Duden vertretenen Norm abweichen und im Falle von *der Streichholz* sogar das LGP verletzen, werden zumindest von im norddeutschen Raum aufgewachsenen Sprechern relativ häufig vorgenommen. Zu erklären sind diese spontanen „Fehlproduktionen“ am ehesten durch das Gestaltprinzip.

Ebenfalls auf der Basis des Gestaltprinzips erhalten Nomen wie *die Platte, die Fläche, die Ebene* etc. das Femininum zugewiesen. Die perzeptuell hervortretendste und allen diesen Nomen gemeinsame Eigenschaft ist, daß sie flache und/oder dünne Gegenstände bezeichnen. Eine deutliche Tendenz zum Femininum ist auch für spitze und/oder scharfe Gegenstände, wie *die Spitze, die Klinge, die Schneide, die Nadel* und *die Zinke* und für hohle Gegenstände, wie *die Schlucht, die Grube, die Gruft* etc. festzustellen. Auffällig ist hierbei, daß bei den meisten der aufgezählten Nomen entweder ein auslautendes *-e* oder ein Konsonantencluster aus Frikativ + Verschußlaut /t/ in finaler Position festzustellen ist. Die Lauteigenschaften der Nomen wie ihre perzipierten Gestalteigenschaften führen hier zu ein und derselben Genuszuweisung. Es wäre daher von großem Interesse, in einem diachronen Vergleich zu überprüfen, ob die Übereinstimmung zwischen Form und Semantik schon immer existiert hat, oder ob zwischen beiden Ebenen einmal eine Konkurrenz bestanden hat. Aus der diachronen Verfahrensweise könnte weitere Evidenz für die vorgestellten Prinzipien gewonnen werden. Daß zwischen den beiden Polen Form und Semantik ein Wettbewerb existiert und auch schon immer existiert haben muß, läßt sich durch einige Wortpaare der deutschen Gegenwartssprache belegen: *Der Zinken* aber *die Zinke*; *der Ritz* aber *die Ritze*; *der Spalt* aber *die Spalte* und *das Rohr* aber *die Röhre*. Ein unmittelbar zu erkennender semantischer Unterschied liegt offensichtlich nicht vor, vielmehr ist das ungestörte Nebeneinander der Wortpaare nur durch das jeweils deutlich hervorgehobene Formelement *-e* im Auslaut bei den femininen Normen möglich.

Prinzip (5): Oberbegriffe

Schon bei der Darstellung von Prinzip (3) ist darauf hingewiesen worden, daß Oberbegriffe überwiegend neutral klassifiziert werden. In diesem Zusammenhang ist festzustellen, daß Nomen wie *Zeug, Mittel* und *Ding*, die alle Neutrum sind, von der

Sprachgemeinschaft produktiv als letztes, also genusdeterminierendes Glied bei der Bildung von Oberbegriffen verwendet werden. Zu denken ist beispielsweise an Bildungen wie *das Lebensmittel* oder *das Fahrzeug*. Ebenfalls in diesem Sinne produktiv ist das die Kollektiva kennzeichnende Präfix (Ge-). Andere Begriffe, die von der Sprachgemeinschaft als Oberbegriffe benutzt werden, sind *das Material*, *das Gerät*, *das Objekt*, *das Gut*, *das Werk*, *das Teil*, *das Glied*, *das Stück* und *das Ding*.

ROSCH (1977) hat in ihrer experimentellen Arbeit über menschliche Kategorisierungsverfahren die Unterscheidung zwischen „superordinate“, „basic-level“ und „subordinate“ vorgenommen. Sie zeigt, daß ein Grundbegriff (basic-level term) viele differenzierende Merkmale aufweist, hingegen der Oberbegriff (superordinate) nur noch wenige. Die nachfolgende Tabelle III entspricht mit nur geringfügigen Veränderungen als Übersetzung der Tabelle II von ROSCH (1977:32).

Tabelle III, die den Zusammenhang zwischen Genuszuweisung und Volkstaxonomie verdeutlichen soll, zeigt, daß Oberbegriffe meistens Neutrum sind, die Grundbegriffe und Unterbegriffe hingegen weisen eine Mischung der drei Genera auf. Darüber hinaus handelt es sich bei Oberbegriffen um eine Mischung von monomorphematischen Nomen und zusammengesetzten Nomen, die die oben erwähnten Oberbegriffsformative aufweisen. Bei dem Nomen *Tier* sind wir von ROSCH's Tabelle abgewichen. Sie hat *Vogel* und *Fisch* als Oberbegriffe und *Forelle*, *Adler* etc.

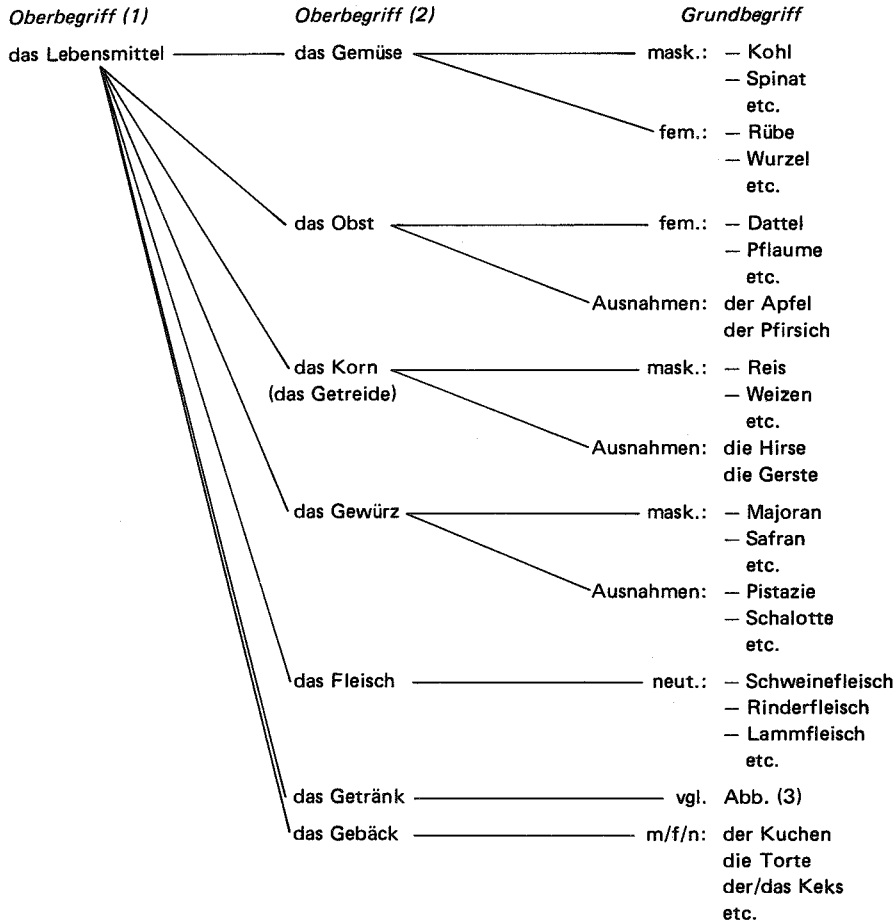
Tabelle III Ergebnisse zur Kategorisierung von Begriffen nach Rosch (1977) und ihre Anwendung auf das Deutsche

<i>Oberbegriff</i> (superordinate)	<i>Grundbegriff</i> (basic-level)	<i>Unterbegriff</i> (subordinate)
das Instrument (musikalisches)	die Gitarre das Klavier die Trommel	die Konzertgitarre der Flügel die Baßtrommel
das Obst	der Apfel der Pfirsich die Traube	der Granny-Smith der kalifornische Pfirsich die kernlose Traube
das Werkzeug	der Hammer die Säge der Schraubenzieher	der Zimmermannshammer die Blattsäge der Kreuzschraubenzieher
das Kleid (die Kleidung)	die Hose der Strumpf das Hemd	die Lederhose der Kniestrumpf das Unterhemd
das Möbel(-stück)	der Tisch die Lampe der Stuhl	der Küchentisch die Stehlampe der Liegestuhl
das Fahrzeug	der Wagen der Bus der Laster	der Sportwagen der Stadtbus der Kiplaster
das Tier	der Fisch der Vogel	die Forelle der Adler

als Grundbegriffe angegeben; jedoch zeigt sie durch ihr experimentelles Verfahren, daß *Vogel* und *Fisch* psycholinguistisch wie Grundbegriffe verwendet werden. Dieser Befund spiegelt sich in der maskulinen Genuszuweisung von *Vogel* und *Fisch* und der neutralen Zuweisung von *Tier* als Oberbegriff wider.

Als ein weiteres Beispiel stellt Abbildung (7) den Oberbegriff *das Lebensmittel* mit seinen weiteren Untergliederungen dar.

Abbildung (7) verdeutlicht, daß nicht nur der Oberbegriff *Lebensmittel*, sondern auch die nächste Stufe der Untergliederung, nämlich die verschiedenen Lebensmit-



NB: Feminine Ausnahmen sind durch den pseudomorphologischen (-e)-Auslaut gekennzeichnet. Bei den Ausnahmen zu Obstsorten ist *Pfirsich* ebenfalls durch (-ich) als Maskulinum markiert; *Apfel* ist sowohl morphologisch als auch semantisch eine Ausnahme und ist aufgrund seiner Frequenz als Kernlexem zu betrachten.

Abb. 7 Hierarchische Gliederung für den Oberbegriff *das Lebensmittel*

telarten, neutral klassifiziert sind. Erst auf der 3. Stufe finden sich die anderen Genera, und zwar in den meisten Fällen in weitgehend systematischer Verwendung. Gemüsesorten sind maskulin oder feminin in Übereinstimmung mit der Lautgestalt klassifiziert; Getreide- und Gewürzsorten sind einheitlich maskulin und Obstsorten einheitlich feminin klassifiziert; Fleischsorten erhalten aufgrund des LGPs eine neutrale Genuszuweisung und Getränkesorten sind – wie schon in Prinzip (2) gezeigt – ebenfalls systematisch klassifiziert. Eine ausführliche Auseinandersetzung mit der Genuszuweisung zu Oberbegriffen im Deutschen findet sich in ZUBIN/KÖPCKE (1984a).

Prinzip (6): Affektbegriffe

Nomen, die Gefühle oder affektive Charakterzüge beschreiben, sind je nach ihrer extrovertierten bzw. introvertierten Bedeutung maskulin respektive feminin klassifiziert, vgl. ZUBIN/KÖPCKE (1984). Innerhalb dieses Feldes von Nomen mit affektiver Bedeutung findet sich, wenn man von Nullableitungen wie *das Leid* absieht, nur ein Neutrum: *das Glück*. Der Oberbegriff für dieses Feld, *das Gefühl*, ist durch Prinzip (5) erklärt.

Besonders interessant sind in diesem Zusammenhang Kompositabildungen, deren letztes Glied *-mut* lautet. Bei diesen Bildungen wird das sonst so starke LGP nämlich nicht immer eingehalten. Tabelle IV zeigt, wie sich 20 Versuchspersonen bei der Aufgabe, Kompositabildungen mit *-mut* als letztem Glied ein Genus zuzuweisen, verhalten haben. Ein solcher Test war notwendig geworden, da in einschlägigen Wörterbüchern für eine Reihe der *Mut*-Komposita keine übereinstimmende Genus-

Tabelle IV Genuszuweisung zu *Mut*-Komposita durch 20 Versuchspersonen:

	prozentualer Anteil der femininen Zuweisungen
Lebensmut	0
*Übermut	0
Wagemut	.05
*Hochmut	.10
Unmut	.15
Wankelmüt	.15
Kleinmut	.20
Freimut	.25
Mißmut	.30
*Gleichmut	.45
*Großmut	.60
Schwermut	.80
Sanftmut	.85
Demut	.95
*Wehmut	.95
*Anmut	1
Armut	1

Nomen, die mit (*) gekennzeichnet sind, wurden mittels des semantischen Differentials überprüft, vgl. Tabelle V.

zuweisung gegeben wird, und zwar trotz der Tatsache, daß für das letzte Glied *Mut* ausschließlich das Maskulinum angegeben wird.

Wenn man unter Introversion ein fügsames, aufnehmes, selbstloses *oder* zugängliches Verhalten und unter Extroversion ein offensives, abweisendes, eigennütziges *oder* verschlossenes Verhalten versteht und die Begriffe entsprechend operationalisiert, dann scheinen die maskulin klassifizierten Kompositabildungen eher extrovertierte und die femininen eher introvertierte Affekteigenschaften auszudrücken. Da es sich hierbei um eine eher intuitive Aufgliederung der *Mut*-Komposita entlang der Opposition Introversion/Extroversion handelt, haben wir uns dazu entschlossen, diese Aufgliederung mittels des semantischen Differentials zu überprüfen, vgl. OSGOOD, SUCI und TANNENBAUM (1957) und ZUBIN/KÖPCKE (1984). In Anlehnung an HOFFSTÄTTER (1963) wurden 15 Bipolaritäten entwickelt, vgl. Tabelle V. Es wurden 40 Versuchspersonen untersucht, deren Aufgabe es war, auf einer fünfstufigen Skala zwischen den jeweiligen Bipolaritäten ihre spontanen Assoziationen zu 6 *Mut*-Komposita anzugeben. Die Versuchspersonen standen dabei nicht unter Zeitdruck. Bei den Testitems handelte es sich gemäß der in Tabelle IV abgedruckten Ergebnisse um zwei eindeutig maskuline Nomen (*der Hochmut der Übermut*), zwei eindeutig feminine Nomen (*die Anmut, die Wehmut*) und zwei Nomen mit variabler Genuszuweisung (*der/die Gleichmut, der/die Großmut*).

Tabelle V zeigt, daß die femininen Nomen bei jedem der adjektivischen Gegensatzpaare niedriger bewertet wurden als die maskulinen. Das bedeutet, daß die femininen eher introvertiert und die maskulinen eher extrovertiert empfunden wurden. Darüber hinaus gilt: Die femininen Nomen wurden alle auf der die Introversion aus-

Tabelle V Bewertung der *Mut*-Komposita beim semantischen Differential durch 40 Versuchspersonen:

	Durchschnittliche Bewertung		
	<i>fem</i>	<i>variabel</i>	<i>mask</i>
tief – hoch	2.5	3.2	3.8
glatt – rau	2.6	2.4	3.0
verschwommen – klar	3.0	3.3	3.8
warm – kalt	2.2	2.8	3.4
klein – groß	3.0	3.4	3.8
sanft – wild	1.6	2.3	3.9
passiv – aktiv	2.2	2.9	4.3
schwach – stark	2.6	3.7	3.2
schön – häßlich	2.0	2.6	3.3
traurig – froh	2.4	3.3	3.6
leise – laut	1.6	2.4	4.3
rund – eckig	2.2	2.6	3.3
gelöst – gespannt	2.7	2.2	3.4
feucht – trocken	2.7	3.2	3.2
stetig – veränderlich	2.8	2.7	3.3
Durchschnitt	2.4	2.9	3.5

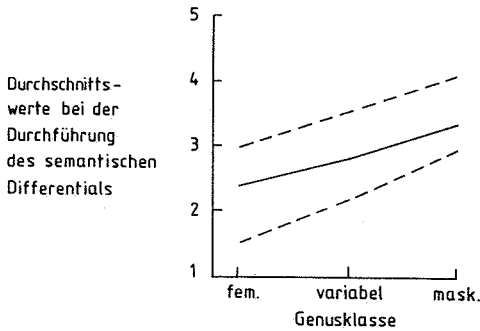


Abb. 8 Durchschnittswerte bei der Bewertung von *Mut*-Komposita mit femininer, maskuliner oder variabler Genuszuweisung

drückenden Hälfte der Skala (1–3) eingestuft, während die maskulinen Nomen sich bei jedem Gegensatzpaar auf der die Extroversion ausdrückenden Hälfte der Skala (3–5) finden. Die Nomen mit variabler Genuszuweisung wurden konsistent mit Ausnahme von 4 Gegensatzpaaren als zwischen den femininen und maskulinen Nomen liegend eingestuft. Die statistische Wahrscheinlichkeit, daß eine dieser Distributionen zufällig entstanden ist, ist gemäß des Sign-Tests mit $p < .005$ gering. Schließlich zeigen die Durchschnittswerte und die monoton ansteigende Kurve in Abbildung (8) die Tendenz, das Femininum, die variable Genuszuweisung und das Maskulinum entlang der Opposition Introversion/Extroversion zu klassifizieren. Dieses Ergebnis befindet sich in Übereinstimmung zu der Hypothese, derzufolge feminine *Mut*-Komposita mit einer empirischen Messung von Introversion, maskuline *Mut*-Komposita mit einer empirischen Messung von Extroversion und *Mut*-Komposita mit variabler Genuszuweisung weder mit Introversion noch mit Extroversion korrelieren sollten.

Aus diesen Ergebnissen zu den *Mut*-Komposita haben wir gefolgert, daß sich das Affektlexikon vermutlich ganz allgemein entlang der Opposition Introversion/Extroversion gliedert, vgl. ZUBIN/KÖPCKE (1984). Um eine möglichst umfangreiche Sortierung zu erhalten, wurde bei der Zusammenstellung der Nomen mit affektiver Bedeutung auf WEHRLE – EGGERS (1961) und den DUDEN (1981) zurückgegriffen. Wiederum wurde prinzipiell von solchen Nomen abgesehen, bei denen es sich entweder um Nullableitungen handelt, oder die nach dem LGP ihre Genuszuweisung erhalten. Insgesamt konnten 97 nominale Eintragungen mit affektivem Bedeutungskern gefunden werden, die sich mit folgender Distribution der Opposition Introversion/Extroversion zuweisen lassen.

In Tabelle VI ist die Spalte „Erregung“ aufgenommen worden, weil Nomen wie z. B. *die Freude* sich nicht entlang der operationalisierten Definition von Introversion/Extroversion klassifizieren lassen. In jedem Falle aber drücken alle Nomen, die in diese Spalte aufgenommen worden sind, emotionale Erregung aus. Tabelle VI bestätigt die Annahme, derzufolge Introversion mit femininer und Extroversion mit maskuliner Genuszuweisung korreliert. Die Wahrscheinlichkeit, daß die in Tabelle VI wiedergegebene Distribution zufällig ist, liegt nach Chi-Quadrat bei $p < .001$. In der Spalte „Erregung“ findet sich eine in etwa gleichmäßige Distribution der Nomen

Tabelle VI Distribution des nominalen Affektlexikons entlang der Opposition Introversion/Extroversion

	<i>Introversion</i>	<i>Erregung</i>	<i>Extroversion</i>
mask.	6	8	33
fem.	32	11	6
neut.	1	–	–
<i>Beispiele:</i>			
mask.	der Kummer der Gram der Schmerz	der Wahn der Rausch der Schreck	der Hohn der Wille der Ärger der Eifer der Geiz der Mumm
fem.	die Furcht die Scheu die Geduld die Angst die Scham die Trauer	die Gier die Freude die Wut	die Strenge die Härte die Hoffart

auf die beiden Genera Maskulinum und Femininum. Hierbei scheint es wiederum eine Korrelation der feminin klassifizierten Nomen mit den Attributen „warm“, „schön“, „rund“ und „stetig“ aus den Gegensatzpaaren des semantischen Differentials, vgl. Tabelle V, zu geben, während solche Nomen, die eine Assoziation zu „kalt“, „häßlich“, „eckig“ und „veränderlich“ zulassen, eine maskuline Genuszuweisung erfahren. Diese spezifischen Assoziationen zu Erregungskonzepten legen die Möglichkeit nahe, daß das der Genuszuweisung für Affektnomen zugrundeliegende konzeptuelle Feld sich aus einer ganzen Reihe von mehrdimensionalen aber zueinander in Beziehung stehenden Polaritäten zusammensetzt und daß die eher eindimensionale Polarität, die durch die Opposition Introversion/Extroversion zum Ausdruck kommt, nur einen – wenn auch nicht unwesentlichen – Teil des Gesamtkonzepts ausmacht.

Weitere Evidenz für die Bedeutung der Opposition Introversion/Extroversion bei der Genuszuweisung läßt sich gewinnen, wenn man einen Wettbewerb mit phonetischen und morphologischen Prinzipien für die Genuszuweisung berücksichtigt, vgl. ZUBIN/KÖPCKE (1981), KÖPCKE (1982) und KÖPCKE/ZUBIN (1983). Immerhin neun der als introvertiert klassifizierten Nomen haben eine feminine Genuszuweisung trotz einer vorhandenen morphologischen Markierung für das Neutrum, z. B. ⟨Ge-⟩ in *die Geduld*, oder einer phonetischen Markierung für das Maskulinum, z. B. das auslautende Konsonantencluster [_lt] in *die Schuld*. Die Ausnahmen zu dieser Klassifikation sind von besonderem Interesse, denn fast alle femininen Ausnahmen zur Extroversion weisen das mit dem Femininum korrelierende pseudomorphologische Merkmal -e auf, wie z. B. *die Strenge*. Von den sechs Ausnahmen zur Introversion weisen vier phonetische oder morphologische Charakteristika auf,

die stark mit dem Maskulinum korrelieren, wie z. B. *-er* in *der Kummer* oder [š+K_], [KK_KK] und [_K(K)s], vgl. Tabelle I, in *der Schmerz*. Diese Beispiele belegen ein Konkurrenzverhältnis zwischen phonetisch/morphologischen Prinzipien einerseits und semantisch motivierten Prinzipien andererseits. Bislang sind keine abschließenden Aussagen darüber möglich, unter welchen Umständen die eine Seite die andere dominiert. Es läßt sich allerdings in Form eines diachronen Vergleichs, also quasi in einem natürlichen Experiment, weitere Evidenz für die Bedeutung der Prinzipien für die Sprachgemeinschaft gewinnen. Wenn im Laufe von Generationen eine große Anzahl lexikalischer Verschiebungen in Übereinstimmung mit einem einheitlichen Prinzip stattfinden, kann das entweder bedeuten, daß eine Anzahl unabhängig und verdeckt voneinander operierender Prinzipien zufällig zu einem einheitlichen Ergebnis geführt haben (eine sog. „Verschwörung“), oder daß das einheitliche Prinzip eine Realität für die Sprachgemeinschaft besitzt. Wenn solche Verschiebungen, die letztlich im Sprachverhalten der Individuen zu lokalisieren sind, entlang eines einheitlichen Prinzips verlaufen, dann muß dieses Prinzip psychologische Realität für die Sprachgemeinschaft besitzen.

Folgende Ergebnisse sind bei dem diachronen Vergleich zu konstatieren⁵:

1. *Ein Wechsel bei der Genuszuweisung zu bestimmten Nomen*: Die Nomen *die Gunst*, *die Pein*, *die Qual* und *die Reue* wiesen im MHD eine Genusschwankung zwischen Maskulinum und Femininum auf. Die Eliminierung der maskulinen Zuweisungsmöglichkeit in der deutschen Gegenwartssprache erfolgte in Übereinstimmung mit dem introvertierten Affekt dieser Nomen. Der Prozeß der Aufgabe der Genusschwankung zu Gunsten eines semantischen Prinzips bestätigt sich auch durch Nomen der Extroversionsklasse. Das Nomen *der Zorn* hatte im AHD eine neutrale Genuszuweisung und *der Mut* wies den AHD-Eintragungen von GRAF (1834) zufolge eine maskuline oder neutrale Genuszuweisung auf. In Kompositabildungen mit *-mut* als letztem Glied wurden alle drei Genera verwendet, und zwar in Übereinstimmung mit dem durch „Stimmung“ sehr weit faßbaren konnotativen Rahmen, den dieses Nomen auch heute noch in einigen *Mut*-Komposita aufweist. Hingegen gilt für die isolierte lexikalische Einheit *Mut* heute zweifelsfrei die maskuline Genuszuweisung, die in Übereinstimmung mit der ebenfalls unter Extroversion faßbaren Bedeutung „Tapferkeit“ erfolgt.
2. *Bestimmte Nomen verändern ihre Bedeutung*, wodurch eine Übereinstimmung zu der schon bestehenden Genuszuweisung und der mit ihr einhergehenden Assoziation entlang der Opposition Introversion/Extroversion erzielt wird. *Die Scheu* bedeutete im MHD auch „Ekel“ und wies auf Grund dessen gelegentlich auch eine maskuline Genuszuweisung auf. *Die Not* bedeutete im MHD „Zwang“ und *die Tugend* „Kraft/Stärke“. *Die Angst* und *die Furcht* hatten im MHD Bedeutungen, die außerhalb des Affektfeldes lagen, sie bezogen sich stattdessen auf konkrete Umstände der Gefahr.⁶ Insgesamt lassen sich bei ca. 25 % der femininen Nomen der Introversionsgruppe und bei ca. 35 % der maskulinen Nomen der Extroversionsgruppe integrative historische Veränderungen in die eine oder andere der beschriebenen Richtungen feststellen.

3 Das Genus und seine Funktionen

Ein funktionalistischer Ansatz zur Erklärung sprachlicher Strukturen hat nicht nur zu demonstrieren, daß die Distribution morphologischer und syntaktischer Formen durch semantische Kriterien motiviert ist, sondern er hat auch nachzuweisen, daß sie in einer Sprache entstehen und fortbestehen, weil sie im Kommunikationsprozeß bestimmte Funktionen erfüllen, vgl. a. WERNER (1975). Die Genuszuweisung könnte im Deutschen u. a. die folgenden pragmatischen Funktionen übernehmen:

Funktion (1): Lexikalische Strukturierung. Um den lexikalischen Auffindungsprozeß effizienter zu gestalten, organisieren die Sprecher des Deutschen ihr Lexikon in verschiedene Felder und Hierarchien. Das Genus stellt hierbei aufgrund seiner dreifachen Gliederung ein Hilfsmittel dar.

Zwei Beispiele für die Funktion (1) sind der Gebrauch des Neutrums für Oberbegriffe, vgl. Prinzip (5), und der Gebrauch des Maskulinums und Femininums, um zwischen Introversion und Extroversion zu unterscheiden, vgl. Prinzip (6).

Funktion (2): Anaphorisches und kataphorisches Hinweisen. Durch deiktische Morpheme (hier Pronomen) können Sprecher effizienter auf topikalisierte Einheiten im Diskurs hinweisen. Die Markierung dieser deiktischen Morpheme mit dem Genus des Bezugsnomens spezifiziert den gemeinten Gegenstand und unterstützt somit den Disambiguierungsprozeß für den Hörer.

Obwohl das Genus in den meisten Fällen zusammen mit allgemeinen Pronominalisierungsprinzipien wirkt, stellt es doch im Deutschen in manchen Sätzen die einzige Informationsquelle dar, um einen Satz zu disambiguieren:

(1) Der Krug fiel in die Schale, aber *sie* zerbrach nicht.

verglichen mit

(2) Der Krug fiel in die Schale, aber *er* zerbrach nicht.

Funktion (3): Antizipatorische Konstruktionen. Im Verstehensprozeß macht der Hörer von kontextuellen, lexikalischen und grammatikalischen Informationen Gebrauch, um den intendierten Inhalt eines expandierten nominalen Satzgliedes zu antizipieren, vgl. CLARK/CLARK (1977).

Im Deutschen kann der Hörer vom Genus, das u. a. durch den bestimmten Artikel signalisiert wird, in Kombination mit lexikalischen Informationen Gebrauch machen, um die Auswahl möglicher in Betracht kommender Bezugsnomen zu reduzieren; z. B.

(3) Die große, auf der Wiese stehende *Scheune* ...

Funktion (4): Komplexe Nominalphrasen. Im Verstehensprozeß benutzt der Hörer morphologische Markierungen, um den Beginn und das Ende einer komplexen Nominalphrase zu erschließen, vgl. CLARK/CLARK (1977).

Im Deutschen kann der Hörer aufgrund der obligatorischen Kongruenz zwischen Artikel und Bezugsnomen und wegen der Dreiteilung des Genussystems das Ende einer komplexen Nominalphrase effektiver erschließen; z. B.:

- (4) *Das den Hamburgern durch eine unglückliche Schiedsrichterentscheidung aberkannte Tor ...*

Funktion (5): Kompositabildungen. Im Verstehensprozeß nutzt der Hörer morphologische Markierungen, um den Beginn und das Ende von Kompositabildungen zu erschließen.

Funktion (5) weist Parallelen zu Funktion (4) auf. Der Artikel im Zusammenspiel mit dem LGP stellt für den Hörer Informationen bereit, die ihm helfen, das Ende eines Kompositums zu bestimmen; z. B.:

- (5) *Die Umwelt
der Umweltschutz
das Umweltschutzgesetz
der Umweltschutzgesetzvorschlag*

4 **Schlußfolgerungen**

Aufgrund der in Abschnitt 2 unter (a) erwähnten produktiven Prinzipien und der Prinzipien (1) bis (6) lassen sich für das Deutsche mindestens die drei folgenden Ebenen bei der Genuszuweisung unterscheiden:

1. Die regelgeleitete, kategoriale Genuszuweisung: Diese Form findet sich bei Nullableitungen, dem LGP und den anderen unter (a) aufgeführten produktiven Prinzipien.
2. Die Nomen bilden verschiedene Cluster, in denen ein einheitliches Genus der Nomen zusammen mit semantischen und/oder phonetisch/morphologischen Merkmalen geteilt wird. Im Unterschied zu (1) finden sich hier jedoch bei fast jedem Cluster Ausnahmen.
3. Neben diesen durch Prinzipien gesteuerten Genuszuweisungen sind auch Genuszuweisungen zu sprachlichen Einzeltatsachen erkennbar, die systemwidrig verlaufen; z. B. bei *das Glück, der Kummer*.

Die Ergebnisse stehen in weitgehender Übereinstimmung mit den Forschungsergebnissen zu kognitiven Theorien des Lernens, wie sie z. B. von BATES/MACWHINNEY (1982) und ROSCH (1977) entwickelt wurden: Einerseits gilt demzufolge, daß der Mensch dazu fähig ist, Kategoriebildungen streng logisch und deduktiv vorzunehmen, andererseits neigt der Mensch aber auch dazu, in einem natürlichen Kategorisierungsverfahren nur lose Beziehungen auf der Basis von Prototypen zwischen mehreren Begriffen herzustellen. Das bedeutet, daß einige Begriffe in der Mitte des Begriffsfeldes stehen, und daß andere Begriffe sich mehr oder weniger nah um dieses Zentrum gruppieren. Dabei ist ausschlaggebend, wie sehr sie den prototypischen Exemplaren eines Clusters ähnlich sind.

Die Ergebnisse der Assoziationspsychologie belegen, daß der Mensch dazu fähig ist, viele unabhängige Tatsachen auch unabhängig voneinander zu speichern. Allerdings vollzieht sich diese Speicherung mit dem Aufwand vieler Wiederholungen und

mit immer wieder auftretenden Fehlleistungen. Bei einem solchen Verfahren werden irgendwelche Beziehungen – und dabei handelt es sich keineswegs um solche, die für alle Sprecher der Sprachgemeinschaft identisch sind – zwischen den Einzel-tatsachen etabliert. Dies geschieht mit dem Ziel, die Bearbeitung und Speicherung von Einzel-tatsachen zu erleichtern. Als Resultat vieler Lernexperimente ist bekannt:

1. Der Mensch ist in Experimenten zum assoziativen Lernen von Listen dazu in der Lage, Ausmaß, Genauigkeit und Geschwindigkeit bei der Wiedergabe von Items zu verbessern, wenn er Assoziationen zwischen individuellen Items herstellen kann. Dies gilt um so mehr, wenn es ihm gelingt, ein zugrundeliegendes Schema, das die Items untereinander verbindet, zu entwickeln.
2. Wenn es einer Versuchsperson gelingt, ein solches Schema zu entwickeln, dann werden sich die Irrtümer bei der Wiedergabe der Items tendenziell in Übereinstimmung mit dem etablierten Schema befinden.
3. Nachdem die Versuchspersonen in Experimenten die Items einer Liste vollständig gelernt haben, ist die Wiedergabegeschwindigkeit der Versuchspersonen größer, wenn die Items als Einzel-tatsachen gespeichert werden, als wenn die Versuchspersonen assoziative Verbindungen oder ein allgemeines Schema zur Wiedergabe der Items benutzt hätten.

Die vorher erläuterten Prinzipien (1) bis (6) über die Organisation der Genuszuweisung verlaufen entlang dieser von der Lerntheorie vorhergesagten Tendenzen. Die Bedeutung der Clusterbildung für die Genuszuweisung wurde besonders bei der diachronen Untersuchung des Affektlexikons deutlich, denn offensichtlich geht von den prototypischen Begriffen im Zentrum des Clusters eine Sogwirkung aus, deren Ziel es ist, andere Nomen in das Cluster zu integrieren. Die Sogwirkung ist bei einzelnen Nomen zu erkennen, z.B. bei *die Signal* als Markenbezeichnung für eine Zahnpasta, obwohl es sich bei dem zugrundeliegenden Nomen um ein Neutrum handelt. Unter solchen Fällen für eine Konkurrenz zwischen zwei Genera finden sich ganze semantische Felder mit weitgehend identischer Genuszuweisung, und zwar trotz der vielfach hiervon abweichenden Genuszuweisung der zugrundeliegenden Nomen. Im folgenden soll dies nocheinmal exemplarisch am Beispiel der Farbbezeichnungen im Deutschen vorgeführt werden. Aufgrund der deadjektivischen Nullableitung sind Bezeichnungen für Grundfarben Neutrum: *Das Rot, das Blau, das Gelb* etc. Demgegenüber sind viele der sekundären Farbbezeichnungen von konkreten Einheiten abgeleitet; zu denken wäre hier u. a. an Pflanzen, Früchte, Stoffe, Mineralien, Gewürze etc. Die Möglichkeit, daß die sekundären Farbbezeichnungen eine neutrale Genuszuweisung via Nullableitung von einem vermittelnden Adjektiv erhalten haben, ist zweifelhaft, da einige der sekundären Farbbezeichnungen eine variable Genuszuweisung aufweisen, und zwar jeweils zwischen dem Neutrum und dem Genus der Ausgangseinheit.

<i>sekundäre Farbbezeichnung</i>	<i>Ausgangseinheit</i>
	a. <i>Mineralien</i>
der/das Ocker	der Ocker
die/das Umbra	die Umbra
der/das Rubin	der Rubin
das Aquamarin	der Aquamarin

sekundäre Farbbezeichnung

das Türkis
der/das Zinnober
das Jade

das Henna
der/das Azur
das Karmin
das Sepia
der/das Indigo
der/das Purpur

das Maron
das Kirsch
das Orange
das Oliv

das Malven
der/das Flieder
das Rosa

das Bordeaux
das Rose

das Safran
das Schokoladen

das Khaki
der/das Scharlach

das Creme
das Sämisch

das Magenta
das Pink
das Beige
das Mauve
das Lila
das Buff
das Taupe
das Violett
der/das Bister

Ausgangseinheit

der Türkis
der Zinnober
der/die Jade

b. *Farbstoffe* <Pflanzen, Tiere etc.

die Henna
der Azur
der Karmin
die Sepia
der Indigo
der Purpur

c. *Früchte*

die Marone
die Kirsche
die Orange
die Olive

d. *Blumen*

die Malve
der Flieder
die Rose

e. *Weine*

der Bordeaux
der Rose

f. *Gewürze*

der Safran
die Schokolade

g. *Materialien*

der Khaki
der Scharlach

h. *andere*

der/die Creme
Lederart

i. *Entlehnungen*

Ort in Italien
englisch
englisch/französisch
französisch, maskulin: 'mauve'
französisch, maskulin: 'lila'
englisch
französisch, maskulin: 'taupe'
französisch, maskulin: 'violet'
französisch, maskulin: 'bistre'

Die hier wiedergegebenen Genuszuweisungen zu Farbbezeichnungen basieren auf Standardlexika, SEUFFERT (1955), unseren eigenen Beobachtungen im natürlichen Sprachgebrauch und auf informellen Elizitationen. Die aufgeführten Daten zeigen die grundlegende Tendenz, Farbbezeichnungen neutral zu klassifizieren, und zwar selbst dann, wenn die Ausgangseinheit ein davon abweichendes Genus aufweist. Die Fälle mit variabler Genuszuweisung bei Farbbezeichnungen reflektieren ein Konkurrenzverhältnis zwischen dem schon etablierten Genus eines Nomens auf der einen Seite und der integrativen Kraft des semantischen Feldes der Farbbezeichnungen auf der anderen Seite.

Nur solche Nomen, die im Gebrauch besonders frequent sind, können sich diesen Integrationsprozessen erfolgreich widersetzen und erfahren demzufolge weder eine Bedeutungsveränderung noch eine Veränderung ihres Genus. Die Genuszuweisung in der deutschen Gegenwartssprache erweist sich also als ein sehr kompliziertes aber durchweg motiviertes System, das vor dem Hintergrund der Prototypenformation in einem psychologischen Sinne zu verstehen ist.

Zwei der diesem Aufsatz zugrundeliegenden Ideen hat WUNDT in seiner „Völkerpsychologie“ schon vorgedacht: 1. Weil das Deutsche nur drei statt – wie die klassifizierenden Sprachen – viele Klassen aufweist, ist das Genus nicht mit einer einheitlichen Systematik verbunden. Die Genera haben keinen einheitlichen semantischen, sondern nur einen unterscheidenden Wert. Das heißt: Keines der drei Genera weist jeweils für sich eine globale Bedeutung auf; sie fungieren nur als Unterscheidungsmerkmale innerhalb bestimmter semantischer Cluster. Beispiele hierfür stellen die Anwendungen des Genus dar, um den Unterschied zwischen Ober- und Grundbegriff, zwischen langgestreckten und flachen Gegenständen innerhalb eines Gestaltfeldes, zwischen Introversion und Extroversion innerhalb eines Affektfeldes, zwischen schwach und stark wehenden Winden, zwischen Bier- und Brausearten und sonstigen Getränken und zwischen einer sekundären Farbbenennung und ihrer Ausgangseinheit auszudrücken. Der Unterschied zwischen männlich und weiblich bei Menschen und domestizierten Tieren ist somit zwar die grundlegendste und umfassendste Wertunterscheidung des Genus, aber dennoch nur eine unter vielen.

2. Man findet schon bei WUNDT den Gedanken, die Etablierung phonetischer und morphologischer Assoziationscluster und produktiver Prinzipien hätte zur Konsequenz, die Klarheit der semantischen Gliederung zu verschleiern. So gibt es viele mit femininen Suffixen abgeleitete Nomen, die mit der Bedeutung Extroversion übereinstimmen, z. B. *die Tapferkeit*. Nur durch den konsequenten Ausschluß solcher vom LGP betroffenen Nomen ist eine semantische Regelmäßigkeit überhaupt zu entdecken.

Festzustellen ist also einerseits eine differenzierende Funktion des Genus, die vielfach und für die verschiedensten semantischen Felder benutzt wird, und andererseits eine Konkurrenz zwischen semantischen und phonetisch/morphologischen Klassifikationen, die – besonders auf dem Gebiet der Semantik – zu Verschleierungen führt. WUNDT hat, in Anlehnung an die Junggrammatiker, ein in seinem Ursprung durchsichtiges semantisches System angenommen, das infolge der Konkurrenz mit phonetisch/morphologischen Prinzipien allmählich verlorengegangen ist.

Diese Ausführungen sollten exemplarisch zeigen, daß die wertunterscheidende Funktion des Genus sowie die Tendenz der Sprecher des Deutschen phonetisch/morphologische Assoziationscluster zu etablieren und diese sich ausdehnen zu lassen, eine aktuelle psycholinguistische Realität besitzen. Sobald diachrone Entwicklungen die zugrundeliegende Systemhaftigkeit der Genuszuweisung gefährden, entwickelt die Sprachgemeinschaft neue phonetisch/morphologische und semantische Regelmäßigkeiten, die alle zum Ziel haben, das Gleichgewicht zwischen der Systemhaftigkeit der Genuszuweisung einerseits und den autonom gespeicherten Nomen andererseits wiederherzustellen.

Anmerkungen

- 1 Eine erste, erheblich kürzere Fassung dieses Aufsatzes wurde am 23.6.83 am Seminar für allgemeine Sprachwissenschaft der Universität Düsseldorf vorgetragen. Wir haben dabei von Dieter WUNDERLICH, seinen Mitarbeitern und Studenten hilfreiche Kommentare erhalten und möchten uns dafür an dieser Stelle ausdrücklich bedanken. Darüber hinaus geht unser Dank an die State University of New York, die Hannoversche Hochschulgemeinschaft und den Deutschen Akademischen Austauschdienst. Alle drei Institutionen haben die hier vorgestellte Forschung finanziell unterstützt.
- 2 Solche Fähigkeiten sind von uns für das Deutsche festgestellt worden, vgl. KÖPCKE/ZUBIN (1983); TUCKER et al. (1968, 1969) und KARMILOFF-SMITH (1978) konnten dieses für das Französische und POPOVA (1958) für das Russische nachweisen.
- 3 Es ist eine Grundannahme unserer phonetischen Forschung, daß die phonetischen Regeln für die Genuszuweisung den semantischen und morphologischen Regelmäßigkeiten untergeordnet sind. Diese Auffassung hat sich durch unsere Forschung auf dem Gebiet der Semantik weitgehend bestätigt; nur gelegentlich findet sich der umgekehrte Fall. Beispielsweise erhält das Nomen *der Schmerz* in Übereinstimmung mit den phonetischen Regeln (3) und (5) aus Tabelle I sein maskulines Genus zugewiesen, und zwar zu Ungunsten des Affektprinzips, vgl. Prinzip (6), aufgrunddessen dieses Nomen wegen seiner introvertierten Bedeutung feminin hätte sein sollen.
- 4 Wir haben uns für nur zwei Genusalternativen entschieden, weil wir in Pilotexperimenten festgestellt hatten, daß die Versuchspersonen, vor eine Dreierwahl gestellt, in Verwirrung gerieten. Vermutlich trat diese Verwirrung deshalb auf, weil die Versuchspersonen mit der Aufgabe überlastet waren, bei jedem Kunstwort drei Vergleiche durchführen zu müssen: m oder f, m oder n und f oder n. Da wir von vornherein erwartet hatten, daß die Zuweisungsfähigkeit der Versuchspersonen bei nur phonetisch bedingten Kunstwörtern im Vergleich mit der Zuweisungsfähigkeit bei produktiven Regeln relativ schwach sein würde, ist diese Entscheidungsschwierigkeit der Versuchspersonen nicht weiter verwunderlich.
- 5 Grundsätzlich wurden bei dem diachronen Vergleich die Arbeiten von BENECKE et al. (1854), GRAF (1834), GRIMM/GRIMM (1854–1952), LEXER (1872), MICHELS (1889), PAUL (1956–1959), POLZIN (1903) und SANDERS (1876) zugrundegelegt.
- 6 Sehr viel mehr Beispiele für diese beiden Richtungen der Veränderung im diachronen Vergleich finden sich in ZUBIN/KÖPCKE (1984).

Literatur

- ALLAN, K. (1977): Classifiers. In: *Language* 53, 285–311.
- ADMONI, W. (1970): *Der deutsche Sprachbau*. 3. durchgesehene und erweiterte Aufl. München: Beck'sche Verlagsbuchhandlung.
- BATES, E./B. MACWHINNEY (1982): *Functionalist approaches to grammar*. In: L. GLEITMANN/E. WANNER (Hrsg.). *Language Acquisition: The State of the Art*. New York: Cambridge University Press, 173–218.
- BENECKE, G./W. MÜLLER/F. ZARNCKE (1854): *Mittelhochdeutsches Wörterbuch*. Hildesheim: Georg Olms. Neudruck 1963.
- BLOOMFIELD, L. (1933). *Language*. New York: Holt.
- BRINKMANN, H. (1962): *Die deutsche Sprache. Gestaltung und Leistung*. Düsseldorf: Schwann.
- BRUGMANN, K. (1889): Zur Frage der Entstehung des grammatischen Geschlechts. In: *Teichmeyer internationale Zeitschrift für allgemeine Sprachwissenschaft* 9, 100–109.
- CHAO, Y.-R. (1968): *A grammar of spoken Chinese*. Berkeley: University of California Press.
- CLARK, H./E. CLARK (1977): *Psychology and Language*. New York: Harcourt, Brace & Jovanovich.
- DIVER, W. (1975): *Introduction to Columbia University Working Papers in Linguistics* 2, 1–25.
- DUDEN (1981): *Vergleichendes Synonymwörterbuch*. Mannheim: Bibliographisches Institut.
- ERBEN, J. (1972): *Deutsche Grammatik. Ein Abriss*. 11. völlig neu bearbeitete Aufl. von „Abriss der deutschen Grammatik“. München: Hueber.
- FODOR, I. (1959): The origin of grammatical gender. In: *Lingua* 8, 1–41, 186–214.
- GIVON, T. (1979): *On understanding grammar*. New York: Academic Press.
- GRAF, E. (1834): *Althochdeutscher Sprachschatz oder Wörterbuch der althochdeutschen Sprache*. Hildesheim: Georg Olms. Neudruck 1963.
- GREGOR, B. (1983): *Genuszuordnung. Das Genus englischer Lehnwörter im Deutschen*. Tübingen: Niemeyer.
- GRIMM, J. (1890): *Deutsche Grammatik*, Bd. 3. (Ausgabe G. Roethe/E. Schröder). Gütersloh.
- GRIMM, J./W. GRIMM (1854–1952). *Deutsches Wörterbuch*. Leipzig: Bibliographisches Institut.
- HOFFSTÄTTER, P. (1963): Über sprachliche Bestimmungsleistungen: das Problem des grammatikalischen Geschlechts von Sonne und Mond. In: *Z. f. experimentelle und angewandte Psychologie* 10, 91–108.
- JUNG, W. (1967): *Grammatik der deutschen Sprache*. 2. durchgelesene Aufl. Leipzig: VEB Bibliographisches Institut.
- KARMILOFF-SMITH, A. (1978): The interplay between syntax, semantics, and phonology in language acquisition processes. In: CAMPBELL, R.N./P.T. SMITH (Hrsg.). *Recent advances in the psychology of language*. New York: Plenum Press, 1–23.
- KÖPCKE, K.-M. (1982): *Untersuchungen zum Genusystem der deutschen Gegenwartssprache*. Tübingen: Niemeyer.
- KÖPCKE, K.-M./ZUBIN, D. (1983): Die kognitive Organisation der Genuszuweisung zu den einsilbigen Nomen der deutschen Gegenwartssprache. In: *Z. f. germanistische Linguistik* 11, 166–182.
- LEXER, M. (1872): *Mittelhochdeutsches Wörterbuch*. Leipzig: Hirzel.
- MATER, E. (1970): *Rückläufiges Wörterbuch der deutschen Gegenwartssprache*. Leipzig: VEB Verlag Enzyklopädie.
- MARATSOS, M. (1979): Learning how and when to use pronouns and determiners. In: FLETCHER, P./M. GARMAN (Hrsg.). *Language Acquisition*. Cambridge: Cambridge University Press, 225–240.

- MICHEL, V. (1889): Zum Wechsel des Nominalgeschlechts im Deutschen. Straßburg: Grübner.
- OSGOOD, C./G. SUCI/P. TANNENBAUM (1957): The measurement of meaning. Urbana: University of Illinois Press.
- PAUL, H. (1956–1959): Deutsche Grammatik II, IV, V. Halle: VEB Niemeyer.
- POLZIN, A. (1903): Geschlechtswandel der Substantiva im Deutschen (mit Einschluß der Lehn- und Fremdworte). Hildesheim: Gerstenberg.
- POPOVA, M. I. (1958): Grammatichieskie elementy yazyka v rechi detei preddoshkol' nogo vozrasta. In: Voprosy psikhol 3, 106–117. (Ein in englischer Sprache abgefaßtes Abstract dieses Aufsatzes findet sich bei: SLOBIN, D. I. (1966). Soviet methods of investigating Child language. In: SMITH, F./G. A. MILLER (Hrsg.): The genesis of language. A psycholinguistic approach. Cambridge, Mass: M.I.T. Press, 361–368).
- ROSCHE, E. (1977): Human categorization. In: N. WARREN (Hrsg.). Advances in cross-cultural psychology. London: Academic Press, 1–49.
- ROSCHE, E./C. MERVIS (1975): Family resemblances: studies in the internal structure of categories. In: Cognitive Psychology 7, 573–605.
- SANDERS, D. (1876): Wörterbuch der deutschen Sprache. Hildesheim: Georg Olms. Neudruck 1969.
- SEUFFERT, G. (1955): Farbnamenlexikon von A bis Z. Göttingen: Musterschmidt.
- TUCKER, G. R./W. E. LAMBERT/A. RIGALT/N. SEGALOWITZ (1968): A psychological investigation of French speakers' skill with grammatical gender. In: Journal of verbal learning and verbal behavior 7, 312–316.
- TUCKER, G. R./W. E. LAMBERT/A. RIGALT (1969): Students' acquisition of french gender distinctions: A pilot investigation. In: IRAL, Vol. VII/1, 51–55.
- WEHRLE-EGGERS (1961): Deutscher Wortschatz. Stuttgart: Klett.
- WERNER, O. (1975): Zum Genus im Deutschen. In: Deutsche Sprache, 35–58.
- WIENOLD, G. (1967): Genus und Semantik. Meisenheim a. Glan: Hain.
- WUNDT, W. (1922): Völkerpsychologie. Eine Untersuchung der Entwicklungsgesetze von Sprache, Mythos und Sitte. Bd. II: Die Sprache. 4. unv. Aufl., zweiter Teil. Leipzig: Engelmann Verlag.
- ZUBIN, D./K.-M. KÖPCKE (1981): Gender: a less than arbitrary grammatical category. In: Chicago Linguistic Society 17, 439–449.
- ZUBIN, D./K.-M. KÖPCKE (1984): Affect classification in the German gender system. In: Lingua 63, 41–96.
- ZUBIN, D./K.-M. KÖPCKE (1984a): The Gender-Marking of Superordinate and Basic Level Concepts in German: An Analogist Apology. In: C. CRAIG (Hrsg.): Categorization and noun classification. Philadelphia: Benjamins North America.